

Im Expertentalk mit Dr. Clive Wynne

LIEBE IST... DER GRÖßTE UNTERSCHIED ZWISCHEN HUND UND WOLF



Seit rund zwei Jahrzehnten taucht der Verhaltensforscher Clive Wynne tief in die Welt von Hunden und Wölfen ein. Mit seinen Studien, die aufdeckten, dass es die Fähigkeit der Liebe zum Menschen ist, die Hunde so besonders macht, erregte der Leiter des Wolf Park in Indiana großes Aufsehen. Im Expertentalk gibt er einen Einblick in seine Arbeit.

CD: Wann wurde Ihnen bewusst, dass die Fähigkeit, Liebe zu empfinden, der entscheidende Unterschied zwischen Wölfen und Hunden in ihrer Beziehung zum Menschen ist?

CW: Es war der Tag, an dem unsere Xephos bei uns einzog. Da wurde mir klar, dass es für die meisten von uns gar nicht darum geht, was der Hund tut, sondern vielmehr um die Erfahrungen auf der Gefühlsebene. Ich stellte mir die Frage, wie es sein kann, dass wir Xephos gleich vom ersten Tag an als Teil unserer Familie ansahen. Denn genau das ist sie für uns, wie wahrscheinlich für viele andere Menschen deren Vierbeiner auch.

CD: Ist Xephos neben ihrer Rolle als Familienmitglied auch ein Studienobjekt für Sie?

CW: Es gibt eine klare Trennlinie zwischen meinem Berufs- und Privatleben. Auf der einen Seite steht die Familie, die meine Hündin mit einschließt. Andererseits sind da die Hunde, die wir für Studienzwecke beobachten. Xephos aus dem Tierheim zu adoptieren, war eine emotionale Entscheidung. Von ihrer Intelligenz her ist sie keine Leuchte. Doch das war für uns nicht entscheidend. Die Gefühlsebene reichte aus, um sie zu einem Teil der Familie zu machen. Das ist das, was uns verbindet. Würde ich sie als meine wissenschaftliche Mitarbeiterin ansehen, hätten wir beide eine völlig andere Beziehung. Insofern kann ich sagen, dass die Emotionalität nicht nur die Essenz der Beziehung zwischen Mensch und

Tier darstellt, sondern für mich auch den Anstoß für meine Forschungen gab.

CD: Die Wurzel der Liebe verorten Sie in der Genetik. Ernüchternd für alle, die dabei an Herz und Gefühl denken.

CW: Dann sollten wir für die Romantiker unter Ihren Lesern erwähnen, dass die Liebe, die Hunde für uns empfinden, durchaus auf allen Ebenen passiert. Da spielt das Gehirn ebenso hinein wie das Herz. Kollegen in Australien haben in einer Studie herausgefunden, dass sich der Herzschlag von Mensch und Hund synchronisiert, wenn sie einander verbunden sind. Deshalb kann ich sagen: Die Liebe beeinflusst zwar den ganzen Körper, ihre Wurzel liegt jedoch in der Genetik.

CD: Welche Rolle spielen dann Gehirn und Hormone?

CW: Die Hormone sind natürlich sehr wichtig, wie unter anderem Studien aus Japan belegen konnten. In Atlanta/Georgia haben Wissenschaftler Hunde so trainiert, dass sie ihre Gehirnströme im Computertomografen messen konnten. Dabei kam heraus, dass bestimmte Hirnareale aufleuchteten, sobald Hunde ihre Bezugspersonen sahen. Mit anderen Worten: Liebe ist... eine chemische, physische und psychologische Erfahrung.

CD: Sie spielen auf den Neurotransmitter Oxytocin an, den man auch als Kuselhormon bezeichnet.

CW: Ganz genau. Die Studien legen nahe, dass die Oxytocin-Ausschüttung mit der Intensität der Bindung steigt. Für das Experiment sollten sich Hund und Mensch intensiv in die Augen schauen. Die Auswertung zeigte: Je stärker die Bindung zwischen ihnen, desto höher war die Ausschüttung des Neurotransmitters, wenn sie sich in die Augen sahen.

CD: Bei Ihren Untersuchungen fanden Sie heraus, dass die Vierbeiner Anzeichen des Williams-Beuren-Syndroms (WBS) in ihrer DNA aufweisen. Eine Erkrankung, die sich

beim Menschen in Distanzlosigkeit, Extrovertiertheit und einem großen Bedürfnis nach Nähe und Zuneigung äußert. Wie zeigt sie sich beim Hund?

CW: Ähnlich. WBS ist eine sehr seltene Erkrankung. Sie wird verursacht durch eine Schädigung der Chromosomen. Die Auswirkungen variieren von Mensch zu Mensch. Aber man geht davon aus, dass insgesamt 28 Gene in der DNA fehlen. Dieser Gendefekt hat einen entsprechend großen Effekt auf die Entwicklung und zeigt sich auch in Äußerlichkeiten, beispielsweise sehr weichen Gesichtszügen. Die Betroffenen haben Herz- und Kreislaufprobleme oder können Schwierigkeiten mit Bewegungsabläufen und der Koordination haben.

CD: Sie haben Ihre Forschung zunächst auf Wölfe konzentriert. Warum dieser Umweg?

CW: Die Neurogenetik ist noch eine sehr junge Disziplin. Wir wissen, Hunde und Wölfe sind genetisch verwandt, die Unterschiede zwischen den beiden Spezies sind jenseits der verhaltensbiologischen Perspektive gering. Man geht davon aus, dass sich ihre Wege genetisch gesehen vor rund 25 000 bis 30 000 Jahren getrennt haben. Von einem evolutionsbiologischen Standpunkt aus betrachtet, ist das gerade einmal ein Wimpernschlag. Vor rund zehn Jahren hat eine junge Wissenschaftlerin die DNA von Hund und Wolf verglichen. Dabei fand sie heraus, dass sich das Erbgut nur marginal unterscheidet, bis auf eine entscheidende Sequenz, die genau den Gendefekt beim Hund aufweist, der beim Menschen WBS auslöst. Damit hatten ihre Ergebnisse meine volle Aufmerksamkeit. Denn sie lieferten mir die Erklärung dafür, warum Hunde einem anderen Individuum gegenüber so zugewandt sein können.

CD: Wie sind Sie bei ihren eigenen Forschungen vorgegangen?

CW: Wir entwickelten ein einfaches Setting, um zu testen, wie freundlich Hunde und Wölfe in bestimmten Situationen sind. Für die Tests mit den Wölfen haben wir von Hand aufgezogene Individuen im Wolf Park in Indiana gewählt. Die Tiere, die dort leben, kennen Menschen von klein auf und sind ihnen sehr zugetan. Wir führten exakt die gleichen Tests auch bei Hunden durch. Im Ergebnis zeigten Letztere ein sehr viel größeres Interesse am Menschen und begegneten ihm weitaus freundlicher. Wir nahmen von allen Tieren DNA-Abstriche aus dem Maul, um sie zu vergleichen, ohne dass die Genetikerin wusste, welche zu wem gehörten. Es stellte sich heraus, dass es genau drei Gene sind, die uns eine Erklärung dafür liefern, warum die Freundlichkeit gegenüber Menschen bei Hunden ausgeprägter ist als bei Wölfen. Zwei davon sind identisch mit den Genen, die WBS auslösen.



Der Brite erforscht mit viel Humor die Beziehung zwischen Mensch und Tier

CD: Welche Tests sind aufschlussreicher, diejenigen, die in einem konstruierten Setting durchgeführt werden, oder solche, die in der gewohnten Umgebung von Hund und Mensch aufgezeichnet werden?

CW: Ich fürchte, ich enttäusche all jene, die darauf eine klare Antwort haben möchten. Denn ich habe in all den Jahren, in denen ich mich nun mit Hundestudien befasse, gelernt, dass jedes Land seine eigene Herangehensweise hat. Nehmen wir Deutschland: Dort stehen die Wissenschaftler in einer biologisch-ethnologischen Tradition. Wir hier in den USA sind mehr in der psychologisch-behavioristischen Tradition verwurzelt. Es ist meine tiefe Überzeugung, dass man alle Möglichkeiten in Betracht ziehen muss, wenn man das Verhalten von Tieren und hier besonders von Hunden verstehen will. Deshalb arrangieren wir sowohl Settings unter Laborbe-

dingungen und ohne Ablenkung als auch Studien, die in den Wohnungen oder Häusern der Probanden durchgeführt werden. Wir versuchen immer, unsere Methoden so auszuwählen, dass sie unser Problem lösen können. Wir verbringen allerdings sehr viel mehr Zeit in Tierheimen als irgendwo sonst. Denn genau dort wird unsere Hilfe am meisten gebraucht, und wir können etwas mit unseren Ergebnissen bewegen.

CD: Haben Hunde von sich aus ein Bedürfnis, einem in Not geratenen Menschen zu helfen, oder werden alle Fans von Lassie nun enttäuscht?

CW: Lassie und all ihre Filmverwandten sind ein Fake. Dennoch gibt es diese Geschichten. Ich habe vor einer Weile ein Buch in die Hände bekommen, das sich mit Tieren in Großbritannien während des Zweiten Welt-

kriegs befasst. Es handelte von Hunden, die versucht haben, ihre unter Trümmern begrabenen Frauchen oder Herrchen herauszuholen, indem sie wie verrückt an der entsprechenden Stelle buddelten.

In Kanada gab es ein Experiment, bei dem ein Mensch in einem Park während des Spaziergangs so tat, als bräche er zusammen. Das Ergebnis war ernüchternd. Die teilnehmenden Tiere haben alle nichts unternommen, um dem am Boden Liegenden zu helfen.

CD: Haben Sie dazu ebenfalls einen Versuch durchgeführt?

CW: Ja, wir haben das Experiment unter Laborbedingungen noch einmal durchgeführt. Die Besitzer mussten in eine Box krabbeln und ihrem Hund durch Geräusche klarmachen, dass sie in der Klemme stecken und seine Hilfe brauchen. Nur eins von drei teilnehmenden Tieren schaffte es, die Kiste zu öffnen. Dieser Vierbeiner war darauf trainiert und so fiel ihm die Aufgabe leicht. Alle Hunde zeigten deutliche Anzeichen von Stress, aber nur einer war smart genug, in dieser Ausnahmesituation trotzdem noch so konzentriert zu bleiben, dass er die Box aufmachen konnte. Meine Schlussfolgerung daraus war, dass es hier die Intelligenz und nicht die Motivation zu helfen war, die den Unterschied machte.

Im Kontrollversuch haben wir die Hunde zuschauen lassen, wie wir ein Stück Wurst in die Box warfen und den Deckel verschlossen. Erneut war nur einer von dreien in der Lage, durch Öffnen des Deckels an die Wurst zu gelangen.

Für mich ist damit belegt, dass Hunde keine Motivation haben zu helfen, denn sie können nicht verstehen, was zu tun ist. Wir sind derzeit dabei, Vierbeiner darauf zu trainieren, Würstchen aus einer Box zu holen, indem sie den Deckel öffnen. Wenn sie das beherrschen, wollen wir die Versuchsanordnung mit ihren Menschen noch einmal wiederholen, um zu sehen, ob sich etwas am Ergebnis verändert. *Das Interview führte Claudia Hötzendorfer.*

Fotos © Clive Wynne



Clive Wynne

... und wenn es doch Liebe ist?

Neues zur Hund-Mensch-Beziehung

Kynos Verlag · ISBN 978-3-95464-205-2 · 24,95 €